

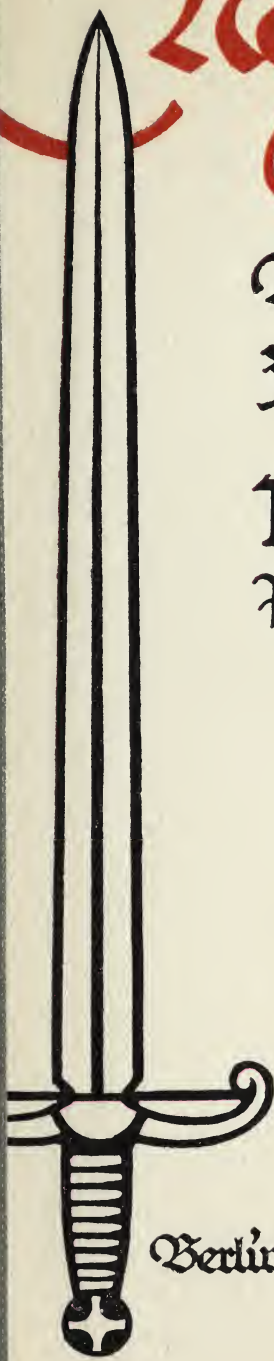
940.9183
Sch3n

Schiemann, Theodor.
Nach Russland verschle,


Nach Rußland verschleppt.

Bericht einer Augen-
zeugin / mitgeteilt

von
Dr. Th. Schiemann
Professor an der Universität Berlin



Berlin 1915 - Verlag von Georg Reimer



Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

Nach Rußland verschleppt

Bericht einer Augenzeugin

mitgeteilt von

Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin



Berlin 1915

Druck und Verlag von Georg Reimer

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

European war, 1914-18

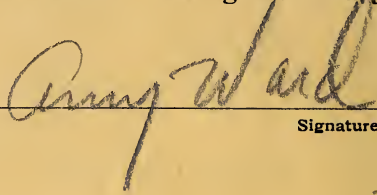
- Personal narratives

RESERVED BOOK CALL SLIP

I **promise to return** this book before leaving the library.

Call number

134
T79T


Signature

Reserved books taken over night must be **returned before 9 a. m.** next day (except when a holiday or Sunday intervenes.)

The **fine** is 25 cents for the first hour or fraction thereof and 5 cents for each succeeding hour until the book is returned.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

940 9183
Sch 3 n

Den nachstehenden erschütternden Bericht über das unbeschreibliche Elend der nach Rußland verschleppten Ostpreußen danke ich einer edlen Frau, die den unglücklichen Opfern russischer Ruchlosigkeit mit Rat und Tat beigestanden hat.

Sie nennt ihren Namen nicht, um nicht Verwandte, die in Rußland zurückgeblieben sind, den Verfolgungen der russischen Regierungsorgane auszusetzen. Sie ist Reichsdeutsche und hat die Möglichkeit gehabt, nach Deutschland zurückzukehren.

Ich freue mich, mitteilen zu können, daß unsere Regierung nachdrücklich für die Befreiung der unglücklichen Verschleppten eingetreten ist und daß sich endlich gute Aussicht bietet, von der russischen Regierung die Genehmigung zur Heimkehr der noch am Leben gebliebenen Opfer zu erlangen.

Berlin, im August 1915.

Es ist der Tag des Weihnachtsabends 1914 in einer Stadt im Osten Rußlands! Von einer Festtagsstimmung merkt man bei den Deutschen unserer Stadt nicht viel; gibt es doch kaum eine Familie, deren Mitglieder alle noch beisammen sind. Die Männer verschickt oder im Gefängnis, Frauen und Kinder in drückender Lage zurückgeblieben. In den meisten Häusern wird dennoch ein Christbaum angezündet, schon der Kleinen wegen. Von Geschenken sieht man ab, denn alles verfügbare Geld brauchen wir, um den aus den verschiedenen Gegenden Rußlands in unsere Stadt verschickten Reichsdeutschen aus der größten Not wenigstens über die Feiertage zu helfen. Einige hochherzige Spenden kommen dazu, — so sind wir in der Lage, allen Deutschen, soweit sie uns bekannt sind, Fleisch, Brot und Kaffee zu geben. Ja, es reicht sogar zu Pfefferkuchen und ein paar Nüssen für die Kinder. Alle entbehrlichen warmen Sachen, Wäsche, Bilderbücher, Spielzeug werden nach bestem Wissen verteilt. Jeder erhält noch ein paar Tannenzweige mit und ein paar Lichtchen. So gedrückt unsere Stimmung ist, es ist doch eine Freude, seinen Landsleuten ein wenig helfen

General. War 5. Mr. 16 Buchern. 12

zu können. Da taucht plötzlich am Vormittag des 24. ein Gerücht auf, der Bahnhof sei überschwemmt von Hunderten von Frauen, Kindern, Greisen, Kranken und Sterbenden, die dort ohne jegliche warme Kleidung ausgeladen werden. So unwahrscheinlich das Gerücht, wir lassen nichts unversucht, den Tatbestand zu erkunden und schon nach zwei Stunden haben wir die traurige Gewißheit: in Menge lagern dort deutsche Zivilgefangene, Ostpreußen, die beim Rückzuge der Russen von diesen mitgeschleppt worden. Ein Bahnbeamter, als Deutschenhasser bekannt, äußert gegen einen von uns Deutschen: „Und wir sprechen von Barbarei und Greuelthaten! Es ist zum Wahnsinnig werden; der ganze Bahnhof voll Kranker und Sterbender, was soll ich mit ihnen? Die Leute sind am Verhungern, alles was das Eisenbahnbüfett hergeben konnte, haben wir Beamte aufgekauft und verteilt, aber was ist das unter so viele“. Vom Bahnhof werden die Leute in eine leerstehende Kaserne untergebracht; da der Platz nicht genügt, kommen sie auch in die Reitzmanege, in eine Scheune; überall ist es so voll, daß man sich kaum umdrehen kann. Mit vieler Mühe und durch Fürsprache gelingt es uns, Zutritt zu erhalten. Statt unsern Kindern zu bescheeren, machen wir uns um 5 Uhr nachmittags auf. Alles was an Gaben noch nicht verteilt ist, wird mitgenommen, auch Lächer, Mäntel, Rissen, die man selbst schwer entbehren kann, dann wird in großen Mengen Brot und Zucker gekauft, und auf zwei Schlitten geladen. Es ist eisig kalt, 22 Grad Reaumur, dazu ein scharfer Nordost, und die Kaserne liegt weit draußen vor der Stadt. Dort angekommen müssen wir fast zwei Stunden im Freien warten. Die Hände frieren einen an den Bechern, Kannen, die wir mitgenommen haben. Aber der wachthabende Offizier ist beschäftigt, darum muß man Geduld haben; endlich wird er frei, erteilt die Erlaubnis und gibt uns einen Unteroffizier mit. Wir werden hineingeführt. Die Räume sind schwach beleuchtet. Beim ersten deutschen Wort, das wir sprechen, sind wir von weinenden Frauen und Kindern

umringt. Fünf Wochen waren die Leute unterwegs im Viehwagen. Kinder wurden dort geboren; viele erkrankten und starben; die Zurückbleibenden wurden so stumpf, daß sie nun nicht einmal mehr angeben konnten, wer gestorben und wo. Ein alter Mann geht dort über den Hof. Auf unsere Frage wie alt er sei, meint er: „Es ist schon lange her, daß ich 90 wurde.“ Da läuten die Glocken zum Abendgottesdienst. Er horcht auf: „Das sind doch evangelische Glocken, gibt es hier denn deutsche Kirchen und deutsche Menschen?“ Die begleitenden Soldaten sehen unser Entsetzen bei dem Anblick der vielen Kranken und sagen: „Gewiß ist es schwer für die armen Leute, aber glauben Sie, daß es für uns Soldaten leicht war, dem Befehl zu gehorchen? Wir haben auch Weib und Kind zu Hause und mußten nun diese armen Menschen von Haus und Hof wegtreiben, und die vielen Alten und Kranken, die unterwegs nicht weiterkamen und sich anklammerten, wir konnten sie doch nicht mitschleppen; mit dem Kolben mußten wir sie zurückstoßen.“ Auch die Ostpreußen klagen nicht über die Soldaten. Wenn eine Fuhr zur Verfügung stand, so halfen die Soldaten aufladen und sagten: „Nehmt nur alles mit, hierher bekommt ihr doch nichts wieder zurück.“ Es gibt Familien, die bis zu fünf Kissen mitgenommen hatten, Federbetten, Wäsche, ja eine Schneiderin hatte ihre Nähmaschine mitgebracht. Andere freilich wurden fortgeschleppt vom Hof oder vom Felde, wie und wo sie gerade bei ihrer Arbeit standen. Ich sah einen alten Mann von 74 Jahren, der ohne Rock, im bloßen Hemde, die ganze Reise zurückgelegt hatte. Ein kleiner Junge von 14 Jahren war dabei, dessen ganzes Eigentum in Hemd und Hose bestand; er hieß Wassilij Baraschko und war Russe! Bei Kriegsausbruch arbeitete er auf einem deutschen Gut und wurde nun als Kriegsgefangener mitgenommen und im eigenen Vaterland auch weiter als Gefangener behandelt! Die Militärverwaltung hatte den Leuten für jeden eine Auszahlung von 45 Kopeken pro Kopf versprochen. Aber unter der

ganzen großen Menge fand ich nur eine einzige Gruppe, die tatsächlich im Laufe einer Woche je 25 Kopeken ausgezahlt erhielt. An Ort und Stelle angelangt, bekamen sie Tee, Zucker, Schwarzbrot und mittags Kohlsuppe. Die Regierung hatte keine Gelder ausgesetzt, und sämtliche Bitten nach Petersburg um Anweisung von Mitteln wurden sowohl von der Militär- als auch von der Zivilbehörde abgelehnt. — Als am nächsten Tag es in der Stadt bekannt wurde, daß es gestattet sei, die Deutschen zu speisen, wurde in großen Eimern Suppe und Kaffee herangebracht, für die Kinder Mannabrei. Aber nicht einmal für den einen Raum langte der Vorrat. Doch brauchten die Leute nun wenigstens nicht mehr Hunger leiden, mochte auch die Kost für Alte, Kranke und besonders für kleine Kinder wenig geeignet sein. kaum eine Woche danach finden wir, als wir zu ihrem Aufenthaltort kommen, alles in großer Aufregung; die Leute werden weggeführt, niemand weiß wohin und weshalb. Die Kasernen waren nötig geworden für Rekruten. Die Militärbehörde lehnte daher jede Fürsorge ab und übergab die Deutschen der Polizei. Diese weiß sich auch keinen Rat und verteilt sie schließlich in Nachtsytle und Herbergen niedrigsten Ranges; sie werden dabei über die ganze große Stadt zerstreut. Aber wieder sind es die russischen Soldaten, die uns bereitwilligst angeben, wohin sie gebracht worden; manche freilich gingen uns dennoch aus den Augen verloren und haben infolgedessen über einen Monat von Brot und Wasser, vielleicht auch etwas Tee, leben müssen. Sofort suchen wir die namhaft gemachten Häuser auf, aber nur recht starke Nerven können da durchhalten. Hier ist eine Herberge. Es geht ein paar Stufen hinunter unter die Erde, ein dunkler, feuchter Raum, ein großer Backofen in der Mitte, Holzpritschen an den Wänden. Auf dem nassen Erdboden liegen die deutschen Frauen und Kinder. Gleich vorne ein alter Mann von weit über 70 Jahren mit Knochenfraß an beiden Füßen, bis an die Knie verbunden; er hat Durchfall, kann nichts essen. Neben ihm seine

Frau, verhältnismäßig rüstig, aber grausig anzusehen. Am Abend vorher hat sie ein Russe aufgefodert mitzugehen, er wohne ganz nahe und wolle ihr Kartoffeln geben. Kaum waren sie auf der Straße, so warf er sie um und trat sie mit seinen schweren Stiefeln so lange, bis schließlich die Polizei eingriff. Sie war ganz geschwollen, das Gesicht blauschwarz angelaufen und blutrünstig. — Dort liegt eine Schwindfüchtige im letzten Stadium, auf der Reise noch dazu an der Ruhr erkrankt. Nach ein paar Tagen stirbt sie, auf dem nackten Fußboden; der eigene Mann, alt und durch all die Aufregungen stumpfsinnig geworden, beachtet es gar nicht. — Das nächste Haus an derselben Straße ist besser. Ein früheres kleines Gasthaus mit kleinen Zimmern und einer sehr freundlichen Wirtin. Sie klagt, daß man sie nicht vorbereitet habe, sie hätte doch geheizt, damit die armen Leute ein warmes Zimmer vorgefunden. Hier sind fast nur Frauen, die sich bald erträglich einrichten. Nun ein Haus weiter. Wieder geht es unter die Erde. Der Raum ist hier sehr beschränkt. Hier sind bloß acht Deutsche, darunter eine Frau mit gelähmten Füßen, ein verkrüppelter Schneider, ein alter Mann mit seinem 30 jährigen schwachsinnigen Sohn, die übrigen lauter Russen. Keine Spur von Feindseligkeiten, im Gegentheil! Ein Russe, der Typus eines Gorkischen Helden aus dem Nachtschl, stellt sich an den Tisch und hält uns eine zündende Rede: unsere, der Frauen Hilfe sei viel zu wenig, ja gar nichts; die amerikanische Regierung müsse die russische zwingen, ausreichend geräumige und anständige Wohnungen zu mieten, wo die Deutschen untergebracht und verpflegt werden können. Die Wirtin bittet uns himmelhoch, die Leute in die Badestube zu schicken, da sie vor Ungeziefel strohen. Da tritt ein junger Mensch hervor, groß, hübsch, mit weißen schmalen Händen, aber in einem vollständig verwahrlosten Anzug, das echte Bild eines russischen Wagaunden. In fließendem Deutsch er bietet er sich, die Leute in die Badestube zu bringen. Auf unsere erstaunte Frage, woher er das Deutsch so

gut beherrsche, bekennt er endlich sich verlegen als den Sohn eines russischen Arztes; er hat das Abiturium gemacht, wurde wegen politischer Umtriebe verschickt, nun hat er einen sogenannten Wolfspaß, d. h. er darf sich nirgends in Rußland länger als drei Tage aufhalten, sonst wird er per Etappe weiterbefördert. So sind diese Unglücklichen auf einer ewigen Flucht und endigen gewöhnlich im Delirium.

Angesichts der überwältigend großen Not, versuchten wir Deutsche, ein Hilfskomitee zu organisieren, aber der Gouverneur verweigert die Erlaubnis; doch gestattet er Geld zu sammeln und auf persönliches Risiko zu helfen. Ein Komitee wird natürlich doch gegründet — nur unoffiziell —, um etwas Ordnung in die Sache zu bringen. Die Herbergen werden unter den Frauen verteilt, die sich zur Hilfe melden. Durchgreifend kann man nicht helfen, aber wenigstens vor der größten Not schützen. Die Männer holen sich ihr Essen und Brot in den betreffenden Häusern, den Alten und den Frauen wird es hingebracht. Auch bleiben die meisten Kinder nicht lange in den Herbergen. Nicht nur die deutsche Bevölkerung, sondern auch die russische greift ganz impulsiv ein. Die Kinder werden vielfach in Privathäuser genommen, gewaschen und verpflegt. Selbst Leute mit 5, 6 Kindern und mit Glücksgütern durchaus nicht gesegnet, nehmen Frauen mit einem oder auch mehreren Kindern auf; nur aus Mitleid, denn natürlich erhielten sie nie einen Pfennig Entschädigung. Einem russischen Rechtsanwalt, der zur äußersten Rechten, zur sogenannten schwarzen Hundert gehört, brachte ich selbst auf seine wiederholte Bitte eine Frau mit zwei kleinen Kindern. Sie wurden einquartiert nicht etwa in einer Kammer, sondern in einem schönen Fremdenzimmer, mit vorzüglichen Betten. Seine erste Frage war: „Was brauchen die Kinder? Schuhe, Kleider? Was soll ich kaufen? — Als es uns gelungen war, einige russische Ärzte in die Herbergen zu bringen, ergriff die Teilnahme auch weitere russische Kreise. Hauptsächlich

waren es die Liberalen, die sogenannten „Roten“: Ärzte, Ärztinnen, Heilgehilfinnen, die auf das Menschenfreundlichste sich der Unglücklichen annahmen. Durch persönliche Verbindung gelang es auch, den trefflichen Bürgermeister für die Sache zu interessieren. So bekam das Hilfskomitee ein offizielles Aushängeschild. Es wurde der Stadtverwaltung angegliedert. Nun konnte man schon energischer auftreten. Wir mieteten leerstehende Wohnungen. Die Ostpreußen wurden in die Badestube geschafft, rein eingekleidet und in die neuen Wohnungen gebracht. Ihre Sachen wurden desinfiziert und gereinigt, da sämtliche voll Ungeziefer waren, auch schon Fälle von Flecktyphus sich unter ihnen eingestellt hatten. — Eine solche Überführung möchte ich beschreiben: Ein Herr aus dem Komitee und ich machten uns auf. Wir hatten verabredet, zunächst die ältesten und pflegebedürftigsten auszusuchen. Beim Betreten des Raumes schlug uns ein pestilenzartiger Geruch entgegen. Nur mit Aufbietung aller Willenskraft überwinden wir uns, das Zimmer zu betreten. Zehn Personen liegen nebeneinander, davon vier schwerkrank. Ganz hinten in der Ecke liegt ein alter Mann, als erster auf der Liste angemerkt. Seit einem Monat hat er sich nicht von seinem Stroh bewegt, natürlich ist das Stroh vollständig durchgefaut, daher die entsetzliche Luft. Aber kaum nähern wir uns ihm, so steht er mit erhobenen Händen: „Laßt mich liegen aus Barmherzigkeit! Ich verspreche euch noch heute Nacht zu sterben; nur laßt mich liegen!“ Bei unserem Versuch ihn aufzuheben, schreit er laut vor Angst. Er fürchtet, es komme etwas neues Entsetzliches über ihn. Schon wollten wir weich werden und nachgeben, dann aber beschließen wir doch, ihn mit Gewalt herauszutragen; auch wenn ihm nicht zu helfen ist, so hat er doch in seinen letzten Tagen eine freundlichere Umgebung; hier muß er elend zugrunde gehen. Ein paar junge Männer fassen ihn an und tragen ihn unter seinem Jammern und Weinen in den draußen wartenden Schlitten. So gut es geht, wird er auf das Stroh

gebettet, neben ihm noch drei andere und alle werden sie mit einem großen Pelz zugedeckt. Dazu kommt noch eine wahnsinnige Frau, auch sie wehrt sich und muß mit Gewalt herausgeführt werden. Ihr Zustand läßt sich kaum beschreiben; sie ist voll Ungeziefer, die ganze Oberfläche ihrer Kleidung scheint sich zu bewegen. Man muß körperliche Uebelkeit niederkämpfen, bis alles glücklich erledigt ist. Diese Leute sind natürlich zu schwach, um in die Badstube gebracht zu werden. An dem Bestimmungsort harren ihrer Wannen. Sie werden rasirt, mit verschiedenen Mitteln eingerieben, und dann gewaschen. Dreimal muß das durchgeführt werden, ehe man einen Erfolg bemerken konnte. Die Dame, die die Reinigung leitete, wurde vollständig krank und konnte zwei Tage nichts genießen!

Am schlimmsten war es mit den Wahnsinnigen, deren es viele gab. Namentlich alte Leute hatten bei dem Furchtbaren, das sie traf, den Verstand verloren. Die einen waren kaum zu bändigen, andere ließen stumpf alles geschehen. Eine alte Frau war vollständig aufgegeben, der ganze Rücken eine offene Wunde. Man mußte ihr ein Bettlaken unterstieben und auf diesem sie hinaustragen. Dort stirbt eine alte Frau, während der Überführung, eine andere kurz nach ihrer Einlieferung. Sie wird einfach, aber würdig aufgebahrt in einem schlichten, weißen Sarg; trotz der kalten Jahreszeit fehlten nicht Blumen.

Bei der Suche nach weiteren, nicht registrierten Herbergen Verschleppter bot sich uns folgendes Bild: Ein großer Raum voll russischer Bauern und ihren Angehörigen. Es ist neue Rekrutierung und die ganze Bevölkerung der umliegenden Dörfer strömt in die Stadt; denn wenn irgend möglich, wird jeder russische Soldat von seinen Angehörigen begleitet. Ganz im Hintergrunde steht die Menge am dichtesten; dort sollen deutsche Gefangene sein. Wir drängen uns durch und finden auf einer Holzpritsche ein kleines, etwa 12 jähriges Mädchen, weiß bis in die Lippen, das

sich in Krämpfen windet. Zur Seite kniet seine Mutter mit aufgelöstem grauen Haar, in Verzweiflung die Hände ringend; sie gebärdet sich wie wild, aber man hört keinen Ton; sie ist taubstumm! Ihr gegenüber, ihr Mann, krank und halb verkrüppelt. Beide alte Leute völlig ratlos. In dem um sie herumstehenden Volk gibt jeder einen Rat, aber sowie das Kind die Augen öffnet und es die Menge sieht, verfällt es von neuem in Krämpfe und schließlich bleibt es wie tot liegen. Ein Schutzmann drängt sich durch die Menge. „Wo ist die Tote? Ich muß sie sofort ins Leichenhaus bringen.“ Wir überzeugen ihn, daß es sich um eine Ohnmacht handelt, und er erklärt sich bereit, von uns angegebene Medikamente aus der nächsten Apotheke zu holen. Den Leuten reden wir zu, das Kind zunächst ganz ruhig liegen zu lassen; aber freilich Ruhe kann man in diesem Raum nicht schaffen. Gegen das Krankenhaus sträubt sich die Mutter aufs äußerste. So entschließen wir uns kurz und mieten in einem naheliegenden Gasthaus ein kleines bescheidenes Zimmer; für viel Geld und viele gute Worte hat der Wirt eingewilligt. Der Vater trägt selbst sein Kind hinüber, das in der nunmehrigen Stille schnell zu sich kommt und die Augen aufschlägt. Und nun werden wir Zeuge einer schönen Szene. Leise wird die Thür geöffnet, ein kleines bescheidenes russisches Dienstmädchen tritt ein und stellt einen Napf mit Bouillon auf den Tisch. „Wenn der Kranken das nicht schmecken sollte, so könne sie auch etwas anderes bringen; ihre Herrschaft wohne in der Nähe und könne das Elend nicht mit ansehen.“ Raum ist sie weg, so öffnet sich die Thür von neuem und herein kommen drei kleine Mädchen, jede mit einem Spielzeug in der Hand; ohne ein Wort zu sprechen, nähern sie sich dem Bettchen und legen ein kleines Puppenbett, eine Puppe usw. auf die Decke. Bei der Kranken, die eben noch wie ein verlöschendes Licht dalag, beleben sich jetzt die Augen, eine schwache Röthe steigt in ihre Wangen, und sie richtet sich selber auf. Schwer ist es zu sagen, wessen Freude größer war, ihre oder die der drei Kinder,

die ihr Bettchen strahlend umstanden. Verständigen können sie sich nicht, denn das kleine deutsche Mädchen versteht kein russisches und die drei Kinder kein deutsches Wort.

Neben jener Herberge finden wir noch eine zweite, die man schon nicht mehr eine Wohnung nennen kann, denn es ist ein tiefer dunkler Keller. Hier sitzen fünf Frauen mit zwei kleinen Kindern ganz allein unter lauter russischen Männern. Es ist eine Spielhölle letzten Ranges, in der Nacht kommt es zu Rauffzügen, die die Polizei nötigen einzugreifen. Der Sohn des Wirtes bewacht in der Nacht die Frauen, damit ihnen kein Leid geschehe. So dunkel ist es in dem Loch, daß man selbst um die Mittagszeit nicht stricken kann.

In einer der meiner Obhut anvertrauten Herbergen waren ausschließlich Männer. Sie fielen alle unter die Rubrik „Ostpreußen“. Zum Teil waren es wirklich richtige Ostpreußen, und zwar hatten die meisten monatelang im Gefängnis gesessen und waren sinn- und zwecklos durch ganz Rußland transportiert worden. Wir erlebten folgendes: Ein Molkereibesitzer, zu Hause ein wohlhabender Mann, hatte kein Hemd mehr und konnte sich trotzdem nicht entschließen, uns um ein solches zu bitten. Als es ein Freund für ihn tat, da wandte er sich weg, drückte seinen Kopf an die Wand und dicke Tränen rollten ihm die Wangen herab. Da war auch ein Fischer aus Memel, der aufs Meer herausgefahren und vom Sturm an die russische Küste getrieben worden war. Hier wurde er gefangen genommen und ins Innere transportiert; seine Angehörigen halten ihn selbstverständlich noch heute für tot. Ferner ein einarmiger Lette aus den Ostseeprovinzen, ein vernünftiger, anständiger Mann, dem kein Weg zuviel ist; ein Grieche, der auf einer Tabakfabrik in der Krim gearbeitet hatte. Weiter ein alter Galizier; am Morgen wurde er aus der Haft entlassen; er zeigte uns eine größere Summe österreichischer Kronen, die er zu wechseln bat, wir gaben ihm die Adresse einer Bank. Am Abend war er

wieder verhaftet und ist seitdem spurlos verschwunden. Ferner ein russischer Schuster mit einem echt russischen Namen, der kein Wort Deutsch sprach oder verstand; ein paar russische Rowdies deren Vorfahren angeblich Österreicher gewesen waren; der eine von ihnen ist geradezu typisch: zerrissene Weinkleider, unmögliches Schuhzeug, ein schmutziges russisches Hemd ohne Gürtel, langes struppiges Haar bis auf die Schultern, dazu unsagbar schmutzig. Nach zwei Wochen hätte man ihn nicht wieder erkannt. Er wurde meine rechte Hand, treu ergeben, absolut zuverlässig, dabei von einer rührenden Dankbarkeit. Gleich das erste war, daß ich ihm fünf Kopeken in die Hand drückte und ihn zum Friseur schickte. Er kam gleich wieder, um sich zu präsentieren und zu fragen, ob er nun schön sei. Überhaupt traf man die reinen Kinder unter ihnen. Das gerade Gegenteil bildeten neun Rumänen, wilde verwegene Gesellen, so daß man sich scheute, allein unter sie zu gehen. Auch sie galten als Ostpreußen. Unaufgefordert erzählte der eine seine Geschichte: „Ich und mein Freund sind in ein Magazin eingebrochen, in dem Waffen und Uniformen waren, wir wurden erfaßt und gefangen genommen und mein Kolonel sagte zu mir: Dafür bekommst Du mindestens acht Jahre Zuchthaus. Da haben wir unsere Zellenfenster ausgehoben und sind über die Grenze nach Rußland entflohen, und mit einer des Mr. Micamber würdigen großartigen Bewegung auf ein gerade so zerlumptes Individuum zeigend: Dieser hier ist mein Kamerad, der beim Einbruch beteiligt war. Da man bald darauf zwei junge Leute bei einem Diebstahl in einem Schuhwarengeschäft ertappte, wurden alle neun von der russischen Polizei eingesteckt und wir von ihnen befreit. Zu den „Ostpreußen“ gehörten auch Türken, darunter Männer, die seit Jahrzehnten als Kaufleute in Rußland ansässig waren. Ein paar reiche türkische Kaufleute waren auf dem Wege von Odessa nach Konstantinopel (oder umgekehrt) auf dem Schiff verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden. Einer ist mir besonders in der

Erinnerung geblieben, ein schöner Mensch in goldgestickter Kleidung, die stark gelitten hatte. Ihnen waren sämtliche Varmittel abgenommen worden, dem einen z. B. 20 000 Rbl., ohne Quittung. Diese Türken zeigten sich durchweg als sehr anständige, stille Leute, und es freute uns doppelt, als wir fanden, wie auch ihnen zu helfen sei. Wir interessierten die tatarische Bevölkerung der Stadt mit dem mohammedanischen Geistlichen an der Spitze für ihre Glaubensgenossen. Sie nahmen sich ihrer auf das wärmste an, mieteten ihnen eine Wohnung und unterstützten sie auch anderweitig. Jenen Türken war es noch verhältnismäßig gut gegangen. Furchtbar war dagegen das Schicksal der ersten türkischen Kriegsgefangenen aus dem Kaukasus. Gleich hinter der Front wurden die Unglücklichen in Warenwagen mit Schiebetüren verladen, die von außen verschlossen und plombiert wurden; auf diese Weise wurden sie tagelang ohne jede Speise transportiert. Zufällig machte auf einer Station eine hohe Persönlichkeit eine Inspektionsreise. Die Wagen fielen ihm auf, und er ließ sie öffnen. Bei dem Anblick, der sich ihm bot, wurde es dem alten Herrn schlecht. Die Leute waren unterwegs verhungert; um die Todesursache festzustellen, wurden sie in die nächste Universitätsstadt gebracht, die Leichen sezziert, und russische Professoren konstatierten, daß keine Krankheit vorlag, aber auch kein Atom von Speise im Magen oder Darm sich vorfand. Also — Hungertod! Die Studenten der Universität waren so empört, daß sie einen Streik planten, doch blieb es bei dem Plan. Andere türkische Gefangene kamen in solch einem Zustand an, daß man ihnen auch nur einen baldigen Tod wünschen konnte; Hände und Füße so erfroren, daß an Hilfe nicht zu denken war. Nur besonders abgehärtete Krankenpfleger konnten das Krankenzimmer betreten bei dem pestilenzartigen Geruch, der ausströmte.

Und mit jenem gemischten Publikum auszukommen, bedurfte es großer Energie. Da die ganze Wohltätigkeitsaktion nur aus

Privatmitteln bestritten wurde, mußte man sich auf das Allernotwendigste beschränken. Und wie überall gab es auch hier Unzufriedene unter den Hilfsbedürftigen. Mir wurde eine Liste überreicht mit den Namen derjenigen, die kein Mittagessen mehr beziehen wollten, sondern Bargeld wünschten. Geld wurde aber prinzipiell nicht gegeben. Ich besorgte mir Bons für einen billigen Mittagstisch und machte mich auf den Weg. Auch war es schon zu mir gedrungen, daß sich verschiedentlich Leute beklagt hätten, wir verpflegten nur Deutsche, Orthodoxen gäben wir nichts. Ich nahm einen Schutzmann mit, der durch verschiedene vorhergehende Händedrücke unser guter Freund war, und bat ihn, bei der Ansprache anwesend zu sein. Die nur Deutsch Redenden stellten wir an einer Wand auf, die Russisch Sprechenden an die andere Wand und dann hielt ich ihnen eine Rede erst in der deutschen, dann in der russischen Sprache. Ich sagte ihnen, wie unendlich ich bedauerte, ihnen nicht mehr geben zu können, gern würde ich sie von Kopf bis Fuß einkleiden und mit allem Möglichen versehen. Sie sollten nicht glauben, daß wir von der Regierung Gelder angewiesen bekämen. Alles was wir geben, käme aus unserer eigenen Tasche, und bei der großen Menge der Notleidenden seien unsere Mittel nahezu erschöpft. Ich wollte aber niemand zwingen und ihnen in jeder Weise entgegenkommen. Hier seien die Bons, jeder könnte damit machen, was er wolle. Das hatten die Leute nicht erwartet; deß und wehmütig baten sie um Verzeihung, so hätten sie sich die Sache nicht gedacht, nie wieder hörte man Klagen. Überhaupt habe ich mit ganz wenig Ausnahmen nur gute Erfahrungen gemacht. Letztere zumeist bei litauischen Frauen, faul wie die Nacht, die sich absolut weigerten, irgendeine Arbeit vorzunehmen, und sagten: „Ne, dazu sind wir nicht nach Rußland gekommen. Hat man uns gefangen genommen, soll man uns auch beköstigen.“ — Sonst war jeder Deutsche gern bereit, eine Arbeit zu ergreifen, wenn sich nur eine Möglichkeit bot. Aber wie sollte man für einige Tausende

Arbeit finden? Frauen und Mädchen erhielten noch am leichtesten Stellung, wenn auch bloß für Kost und Lohn. Männer versuchten beim Schneeschippen an Straßenbahnen zu arbeiten, konnten aber in ihrer ungenügenden Kleidung zumeist der großen Kälte nicht standhalten. Am schlimmsten verhielt es sich mit den Kranken. Die Krankenhäuser waren so überfüllt, daß nur an ansteckenden Krankheiten leidende Ostpreußen aufgenommen wurden. An Lungenentzündung Erkrankte wurden nur bei 40 Grad Fieber aufgenommen. Ärzte standen auch nicht genügend zur Verfügung, obwohl sich besonders die Armenärzte sehr freundlich zu der Sache stellten und auch für freie Medizin sorgten. Man behalf sich, wie es ging. Ich komme in eine Herberge; der Raum ist drückend heiß, vollgeraucht, die Luft zum Schneiden dick. Unter lauter älteren und ganz alten Männern liegt ein junger Mensch von etwa 16 Jahren, augenscheinlich mit hohem Fieber, mit Husten und Schmerzen in der Brust. Ich bitte einen Arzt, den Kranken mit mir aufzusuchen; er konstatiert eine schwere Lungenentzündung, der Junge muß mindestens dreimal täglich Packungen haben. Nachdem ich mir das Nötige besorgt, gehe ich abends mit meiner Köchin noch einmal hin und wir packen den Jungen schön ein. Da fragt mich die natürlich russische Wirtin: „Ist das nicht der Doktor K? Den kenne ich gut, er hat mich und meinen Sohn gesund gepflegt. Was hat er denn verordnet, wohl Packungen? Dann seien Sie ganz unbesorgt, ich werde es dreimal täglich pünktlich machen.“ — Und wirklich, sie hat ihn tadellos gepflegt. Der Junge bekam natürlich von uns täglich alles, was ihm verordnet wurde, und verhält: niszmäßig bald meldete mir die Wirtin bei meinem Besuch strahlend: „Unser Kranker ist heute aufgestanden!“ Was aber nun weiter? Die Polizei ließ nämlich die Deutschen nicht zur Ruhe kommen; kaum war die Hilfe etwas organisiert, hatten die Leute in der Nähe Arbeit gefunden, so wurden sie von der Polizei in eine andere Gegend der Stadt versetzt. Da nahm ihn mein Vater

kurz entschlossen in sein Haus, wo er sich auch jetzt noch befindet. Er hat sich prachtvoll erholt, sieht gesund und frisch aus, und ich konnte seinen Eltern gute Nachrichten von ihm bringen. Seine Familie war in Deutschland geblieben und hatte keine Ahnung von seinem Schicksal. — Ähnlich ging es vielen. Einen kleinen Jungen von neun Jahren hatte die Mutter nach Milch ins benachbarte Dorf geschickt, dort wurde er von Russen ergriffen und mitgeschleppt. Eine Frau, die ihre Mutter durch den Tod verloren, ging ins Nachbardorf, um einen Sarg zu bestellen; sie ließ ihre Kinder, die Keuchhusten hatten, zurück; auch sie wurde von den Russen mitgenommen, trotz ihrer flehentlichen Bitte, wenigstens ihre Kinder abholen zu dürfen. Die Frau war halb wahnsinnig vor Angst und Sorge. Da ist eine Großmutter mit ihrem Enkelkind, das auf ein paar Tage zu Besuch gekommen war; nun sind sie beide in Rußland, das Kind krank an Scharlach (der überhaupt sehr verbreitet war unter den Ostpreußen).

Furchtbar war das Schicksal der Frauen, die unterwegs niederfielen. Mit wenigen Ausnahmen sind sie und ihre Kinder gestorben. Eine Frau gab ihrem Kind das Leben in einem Raum, wo sie sich allein unter 34 Männern befand, ohne jede ärztliche oder andere Hilfe. Sie und ihr Kindchen wurden von uns gleich weggebracht und haben sich beide gut erholt. — Um solch großer Noth abzuhelfen, wurde ein kleines Haus gemietet, wo die Frauen unterkamen und die schwerste Zeit in einer freundlichen sauberen Umgebung zubringen konnten. Am schrecklichsten ist natürlich das Schicksal der Rosakenkinder und ihrer unglücklichen Mütter. — Eine Frau wurde auf einer Station herausgetragen, ihr Mann und die anderen drei Kinder führen weiter. Der Mann war so fassungslos und erregt, daß er sich nicht einmal den Namen der Station gemerkt hatte. So weiß er noch bis heute nicht, ob Frau und Kind am Leben sind.

Diesen Mann lernte ich unter traurigen Umständen kennen.

Eines Abends kommt ein russisches junges Mädchen zu mir und bittet mich flehentlich, sie zu begleiten. Sie habe ein furchtbares Bild gesehen, sie sei selbst außerstande zu helfen und doch würde sie keine Nacht eine Auge zutun können, wenn nicht irgend etwas geschehe. Wir machten uns beide auf den Weg und finden richtig die Spelunke. Ein feuchtes Loch, wie viele andere, aber der Raum ist ungeheizt, und was das im Februar in unserer Gegend bedeutet, läßt sich denken. 150 Personen sind hier untergebracht, die sich gegen Kälte schützen so gut sie können. Da die Polizei sich absolut weigert, Miete für den Raum zu zahlen, so hat der Wirt die Wasserleitung abgestellt und verweigert auch die Heizung. Die Leute können sich nicht einmal etwas heißen Tee besorgen. In einer Ecke hat sich auch jener Mann, ein Vater mit drei Kindern, so gut es eben geht, eingerichtet; das eine Kind hat hohes Fieber, ist halb bewusstlos, klagt über starke Schmerzen, jammert und verlangt nach seiner Mutter. Auf unseren Vorschlag, das Kind ins Krankenhaus zu bringen, sagt der Mann: „Nein, unter lauter Rufen stirbt das Kind schon vor Angst, wenn wir schon sterben sollen, dann lieber alle zusammen.“ — Es war Sonntagabend nach 9 Uhr: Wie kann man den Leuten noch vor Nacht zu Holz und damit zu einem geheizten Raum verhelfen? Da kommt uns ein in der Nähe befindlicher Holzstapelplatz in den Sinn, wir nehmen uns ein paar kräftige Männer mit Beilen mit und wagen einen Versuch. Der Wächter will gerade schlafen gehen und hält wohl unser Ansinnen für irrsinnig, uns noch bei nachtschlafender Zeit Holz zu verkaufen. So gut es geht, machen wir ihm die Lage klar, appellieren an seine Menschenfreundlichkeit, und wirklich, der Mann zieht seine Stiefel an, wirft den Pelz über und geht mit hinaus in den Schnee. Wir kaufen ihm die geringst zulässige Menge Holz ab, die Männer laden es sich auf, und zurück geht's im Gänsemarsch durch Schneewehen. Zu Hause angekommen, wird das Holz sofort zerkleinert und eingeheizt, Zucker, Tee und Brot haben wir ihnen ausreichend

mitgebracht, so darf man wenigstens nicht besorgen, daß diese Nacht jemand erfriert oder verhungert. — Der Versuch freilich, den Wirt weicher zu stimmen, scheiterte daran, daß er unzurechnungsfähig geworden war. Seine Bierbude war von der Regierung wie alle übrigen gleich nach Ausbruch des Krieges geschlossen worden. Nun stand seine Wohnung leer und er hatte keinen Verdienst, bis ihm die Polizei die 150 Deutschen ins Quartier legte. Er sollte für Heizung und heißes Wasser sorgen und pro Tag und Kopf 10 Kopeken erhalten. Dieser seiner Verpflichtung war er nachgekommen, hatte aber keinen Pfennig Zahlung gesehen; nun war er selbst in großer Not. Laut schreiend und gestikulierend ging er durch die Straßen und rief einmal ums andere: „Wöchte doch schnell eine Revolution kommen! Lieber heute als morgen, damit die Behörden, diese Blutsauger, ihre gerechte Strafe empfangen. An den Galgen mit ihnen!“

Für die unheilbar kranken Ostpreußen, die in keinem Krankenhaus aufgenommen wurden, aber sehr der Pflege bedürftig, richteten wir eine Wohnung ein, von uns stolz Krankenhaus genannt, obwohl sie jeder Hygiene spottete. Und doch priesen wir uns glücklich, den armen Leuten wenigstens das bieten zu können! Tadellos sauber war die Wohnung, und für kräftige Nahrung wurde gesorgt. Die Leitung lag in der Hand einer Ostpreußin, die früher zehn Jahre als Diakonissin in Konstantinopel gewirkt hatte. Aber sogar Strohsäcke und Bastkissen konnten wir erst nach und nach beschaffen. (In Herbergen lagen überhaupt alle auf der blanken Diele oder der Erde.) Gleich vorn in der Ecke des Saales liegt ein Tischler mit einer schmerzhaften Krampfadern, er ist geduldig, freundlich und interessiert sich immer bloß für unsere Erfolge auf dem Kriegsschauplatz. Neben ihm sitzt ein Hüne von Gestalt, aber blind. Vor einem Jahr traf ihn ein unglücklicher Schuß ins Auge, auch das andere hatte die Sehkraft verloren, doch hoffte der Armste immer noch auf Heilung. Da es an männlichen Kleidungsstücken

mangelte, auch nicht genügend Krankenkittel zur Verfügung standen, so hatte man seine Blindheit benutzt und ihm einen japanischen Damenschlafrock angezogen. — Sein Nachbar ist ein Schwindsüchtiger, mit einem schweren Magenleiden, nur noch Haut und Knochen. Weiter ein Nierenleidender, ganz aufgeschwollen; drei schwindsüchtige Geschwister, der eine von ihnen leidet so schwer an Asthma, daß man bei jedem Anfall erwartet, es sei der letzte. Ein Patient mit Magengeschwüren ist immer hungrig und läßt seiner Frau keine ruhige Stunde; erst auf unsere Zusicherung, daß er von nun ab alle zwei Stunden zu essen bekommen wird, wird er erträglicher. Seine Frau ist eine prachtvolle Frau, sie hilft im Hause und arbeitet für zwei. Dieses Ehepaar hat einen achtjährigen Knaben unterwegs verloren; sie wissen nicht, wo das Kind geblieben. Da ist noch ein ganz altes Ehepaar, hoch in den Siebzig; wir versorgten es mit Essen. Eines schönen Tages treffen wir sie nicht mehr an, sie sind vor die Stadt gebracht worden. Sofort machen wir uns auf und finden sie auch. Die Freude des Alten, uns zu sehen, war rührend. Trotz seiner Schwäche richtete er sich auf und sagte: „Heute habe ich zweimal geweint, das erste Mal aus Kummer, weil ich dachte, Sie finden uns nicht wieder, und wir haben doch nur noch den lieben Gott und Sie auf der Welt, und jetzt beim Wiedersehen weine ich wieder, aber vor Freude. Da er ruhrkrank war, wurde er ins städtische Krankenhaus gebracht, aber die Alten hatten keine Ruhe. Kniefällig bat mich die Frau, ihn herausnehmen zu dürfen, sie wollten zusammen sterben; und kaum war er auf dem Wege der Genesung, erhielt sie die Erlaubnis, ihn abzuholen. Aber mit dem Sterben war es noch nichts. Sie erholten sich zusehends wie auch unsere anderen Patienten, obwohl es durchweg schwere Fälle waren; das machte schon die freundliche Umgebung und die nahrhafte Kost. — Da war ferner ein ganz junger Mensch, still und freundlich, der aber bei jeder Frage nach seinem Alter sich scheu umfah und fest behauptete, über 70 Jahre alt zu sein.

Es war sicher eine Folge der Angst, die er ausgestanden; er glaubte in seinen Wirmsinn, sich durch jene Angaben vor Verschlimmerung seiner Lage zu schützen. — Bei der Untersuchung eines der Kranken wurde die Ärztin fast ohnmächtig. Der Kranke war nur noch ein menschliches Gerippe, dazu scheinbar mit einem Ausschlag besät, der sich dann aber als Spuren von Ungeziefer erwies. — Oftmals irrten Ostpreußen in der Stadt umher, ohne Kenntnis der Straßennamen und des Russischen. So z. B. einmal zwei Tage lang jener alte Paweljin, von dessen Frau die Zeitungen jüngst zu berichten hatten, daß sie aus Verbitterung über die Verschleppung ihres Mannes zur Verräterin geworden. Durch die Strapaze der Reise war er altersschwach. In demselben Pastorat fand ich ihn, er stürzte auf mich zu und klagte mir seine Not, seit zwei Tagen habe er nichts gegessen, ich wisse doch, wohin er gehöre.

Bei der großen Unsauberkeit konnten Fleck- und Rückfallfieber nicht ausbleiben. Als wir uns eines Tages unserem „Krankenhaus“ näherten, merkten wir schon von fern, daß etwas Besonderes vorliege. Vor der Tür steht ein großer Wagen, auf dem Bündel verladen werden. Im Hause selbst sind Lazarettgehilfen in weißen Kitteln beschäftigt, die Leute zur Desinfektion abzufertigen. Auch der Raum wurde desinfiziert und die Leute auf eine Isolierstation gebracht. Es hatte sich herausgestellt, daß einer der Ostpreußen acht Tage lang mit Fecktyphus in demselben Raum mit siebzig anderen gelegen hatte. Das Merkwürdigste dabei ist, daß keine einzige Ansteckung erfolgte, obschon es sich um einen ausgesprochen typischen Fall von Fecktyphus handelte. Jener Kranke war mit zwei seiner Schwäger aus Deutschland verschleppt worden; der eine der beiden, ein starker korpulenter älterer Mann, war schon im Gefängnis zusammengebrochen und mußte daher im Gefängnislazarett bleiben, als die anderen Deutschen freigelassen wurden; seitdem ist er verschollen, unsere Bemühungen, etwas über sein Schicksal zu erfahren, blieben vergeblich.

Zum Erschütterndsten gehörten die Beerdigungen und Taufen in dem Gefängnis. Nur die vorgeschriebenen Gebete darf der Pastor vorlesen, kein Wort der Ansprache ist gestattet, ja keiner der Angehörigen darf zugegen sein. Ein Täufling war bei der Taufe nur in grobe Lumpen gewickelt; was man an Spenden hinbrachte, Kleidung, Lebensmittel wurde von der Gefängnisverwaltung zurückgewiesen. Ergreifend war auch eine Abendmahlsfeier. Zu einer alten Deutschen, die sterbend in einer Herberge lag, wurde der Pastor gerufen, er fand sie merkwürdig abstechend von der trostlosen Umgebung, sauber in weiße Kissen gebettet. „Nehmen Sie nur mit, soviel Sie können,“ hatte bei ihrer Verschleppung aus Ostpreußen zu ihr ein russischer Soldat (ein Deutscher) gesagt. So hatte diese ihre alte Mutter auf den Betten bis hierher gebracht. Auch im Nebenzimmer befand sich ein Sterbender. Dieser, ein alter Mann, hatte sich, kaum angekommen, von Schwäche überwältigt in einen Winkel niedergelegt. Bei der Dunkelheit sahen ihn die anderen nicht und warfen ihre schweren Bündel und Betten auf ihn; zu schwach, sich bemerkbar zu machen, hatte er stundenlang so gelegen, er starb an den Folgen. Zur Abendmahlsfeier fanden sich noch ein paar Deutsche hinzu. Da sieht während der Feier der Pastor im Dunkeln sich etwas bewegen: auf allen vieren kriecht ein Mann herein, ein Irtsinniger, der sich niederkauert und zuhört, nach und nach scheint ihm ein schwaches Verständnis des Vorgangs aufzudämmern. Nie würde er diese Stunde vergessen, sagte mir der Pastor.

Um einen Überblick über den Notstand zu gewinnen, wurde von unserem Komitee zu einer Registrierung der Ostpreußen geschritten. Es ergab sich, daß trotz aller unserer Bemühungen es bloß gelungen war, etwa zwölf Prozent von ihnen eine bescheidene Hilfe zu leisten, 88 Prozent waren ganz auf sich selbst angewiesen geblieben, d. h. dem Hunger überantwortet. Dies war für uns alle ein niederschmetterndes Ergebnis! Es wurde noch schlimmer. Eines Abends gegen

11 Uhr blickt einer von uns zufällig aus dem Fenster unserer Wohnung, da bewegt sich ein eigentümlicher Zug durch die Straße. Voran zwei Soldaten mit brennenden Fackeln, hinterher gebückte Gestalten mit großen Säcken auf dem Rücken, dann Schlitten auf denen man Frauen und Kinder unterscheiden kann, zur Seite und zum Schluß Soldaten mit gezogenem Säbel; man hört Stöhnen und Weinen von Kindern. Wir folgen sofort dem Zug. Es geht zum Polizeipräsidium, die Fackelträger stellen sich rechts und links vor dem Eingang auf und die ganze Menge wird hineingetrieben. Man hört Deutsch sprechen. Sollten es wieder Kriegsgefangene sein, oder sind es sogenannte „freiwillig Gefangene“ (die offizielle Bezeichnung der Zivilgefangenen); man las z. B. in der Zeitung: „Auf der Straße zwischen N. und K. verstarb die freiwillig Gefangene Katharina E., 94 Jahre alt.“ — Auch andere Leute waren inzwischen auf den seltsamen Zug aufmerksam geworden und drängten sich um die Soldaten. Letztere sagten auf Befragen, es seien Deutsche, die als Gegenmaßregel nach Rußland gebracht seien, da die Deutschen so viele Russen verschleppt hätten. Andere behaupteten, die Leute hätten zu nahe am Kriegsschauplatz gelebt und seien nun zu ihrem eigenen Schutz fortgebracht worden. Nach einer dritten Version waren es deutsche Kolonisten aus Polen, die dem deutschen Heere telephonisch Nachricht gegeben haben sollten und deshalb ins Innere verschickt seien. In der Tat waren es deutsche Kolonisten aus Polen; einige hatten 24 Stunden Frist bekommen, um ihren Haushalt aufzulösen, andere waren einfach ergriffen und weggeschleppt worden. Viele hatten zusehen müssen, wie ihr Vieh weggeführt, ihr Hab und Gut geraubt, ihre Häuser angesteckt wurden; dann wurden sie in den Viehwagen geladen und transportiert; und das geschah alles Familien, deren Angehörige im russischen Heer dienten. So saß da eine Frau mit sechs Kindern, stumpfsinnig und teilnahmslos, ihr Vater, Mann und Bruder kämpften in russischen Reihen und sie selbst ist heimat-

und obdachlos mit ihren kleinen Kindern. Einer dieser Verschiedten war ein russischer Soldat mit dem Georgskreuz (gleich unserem Eisernen Kreuz). Verwundet und auf Erholungsurlaub zu Hause in seiner deutschen Kolonie in Polen, wurde er mit seinen Mitkolonisten gefangen nach dem Osten gebracht. Dort ist er gestorben. Sechs Tage aber blieb er unbeerdigt, da sich die Behörde nicht schlüssig werden konnte, ob er als Georgsritter mit militärischen Ehren oder als Deportierter zu bestatten sei.

Dieses ganze große Heer mittelloser Kolonisten aus Polen (es sollen 25 000 verschickt worden sein), die seit vielen Generationen russische Untertanen waren und die nun einfach ohne jede Fürsorge auf die Straße gesetzt wurden, haben wir nunmehr den Ostpreußen gleichsam angegliedert, denn unserm Komitee blieb es überlassen, auch sie zu unterstützen. Mit diesen eigenen Untertanen wurde womöglich noch weniger Umstände gemacht als mit den feindlichen Zivilgefangenen. Wir Deutsche am Ort waren solcher Not auf die Dauer nicht gewachsen, unsere Mittel schmolzen dahin. Wir wandten uns daher an den amerikanischen Generalkonsul in Moskau mit der Bitte um Unterstützung. Wir schickten zweimal Kuriere zu ihm nach Moskau mit der Bitte, sich durch Augenschein von dem Schicksal der Ostpreußen zu überzeugen; die Antwort war eine höfliche Absage, ihm fehle zur Reise die Erlaubnis der russischen Regierung. Auch in Deutschland gesammeltes Geld wurde nun nicht mehr an die Pastoren zur Verteilung geschickt, sondern an die russische Gendarmerie. Infolgedessen waren im Februar Gelder in unserem sogenannten Komitee gerade noch für zehn Tage vorhanden. Da reiste ich ab.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 10

Wie England eine Verständigung mit Deutschland verhinderte

von Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 0.60 Mark

Was ich auf dem Kriegsschauplatz sah

Offener Brief an Sir Arthur Conan Doyle

von James O'Donnel Bennet

Korrespondent der Chicago Tribune

Preis geheftet 0.50 Mark

Professor Bédier und die Tagebücher deutscher Soldaten

von Professor Karl Larsen

Aus dem Dänischen von Alfons Sedor Cohn

Preis geheftet 0.60 Mark

Die letzten Etappen zum Weltkrieg

Deutschland und die große Politik anno 1914

von Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 6 Mark

Gebunden 7 Mark

Der Weltkrieg 1914-15 und der „Zusammenbruch des Völkerrechts“

Eine Abwehr- und Anklageschrift gegen die Kriegführung des Dreiverbandes

von Dr. Müller-Meiningen

Oberlandesgerichtsrat, Mitglied des Reichstags u. der bayerischen Abgeordnetenammer

Dritte Auflage

Preis geheftet 7 Mark

Gebunden 8 Mark

Ein Verleumder

Glossen zur Vorgeschichte des Weltkrieges

von Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 1 Mark

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 10

Belgiens Schuld

Zugleich eine Antwort an Professor Warweiler

von Richard Graßhoff

Dr. jur. et phil.

Preis geheftet 1 Mark

Stanzöfßische Ausgabe unter dem Titel „La Belgique coupable“, Preis 1 Frank

Im Kriegszustand

Die Umformung des öffentl. Lebens in der ersten Kriegswoche

von Dr. J. Jastrow

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 3.60 Mark

Gebunden 4.60 Mark

Rußland auf dem Wege zur Revolution

von Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 0.40 Mark

Die Achillesferse Englands

Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von

Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 0.80 Mark

Das wirkliche England

von Dr. Edmund Freiherrn von Henking

Wirklichen Geheimen Rat

Preis geheftet 0.50 Mark

Die Kriegsrechnung

von Dr. Julius Wolf

Prof. der Nationalökonomie a. d. Technischen Hochschule Berlin

Preis geheftet 0.80 Mark

Nach Rußland verschleppt

Bericht einer Augenzeugin

mitgeteilt von Dr. Theodor Schiemann

Professor an der Universität Berlin

Preis geheftet 0.50 Mark



UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA



3 0112 055097700